
KEYNES UND DER
ZUSAMMENBRUCH DER „WELT
VON GESTERN“

Rezension von: Robert Skidelsky,
John Maynard Keynes 1883–1920
Hopes Betrayed, 447 Seiten
Macmillan, London 1983

Beinahe vierzig Jahre mußten seit dem Tod von John Maynard Keynes vergehen, ehe diese faszinierende, geniale und vielschichtige Persönlichkeit eine angemessene biographische Würdigung erfahren konnte. Robert Skidelskys monumentales Werk setzt aber nun schwer überbietbare Maßstäbe. Wenn die Fortsetzung hält, was der erste Band verspricht, dann wird dies wenigstens im wissenschaftlichen Sinn die definitive Keynes-Biographie. Skidelsky breitet eine Fülle von Material vor uns aus, das dieses reiche Leben in seiner Vielfalt einzufangen versucht: Keynes, der Liebhaber mittelalterlich-lateinischer Lyrik kommt ebenso zu seinem Recht wie Keynes, der Analytiker des britisch-indischen Währungssystems; der Börsenspekulant wie der Ballettliebhaber, der Bücher- und Bildersammler wie der professionelle Ökonom, der erfolgreiche Selbstverleger seiner Bücher wie der Angehörige und Förderer des literarisch-künstlerischen Bloomsbury-Kreises. Alle, auch die vom ersten Keynes-Biographen Roy Harrod schamhaft verschwiegenen Leidenenschaften des Fleisches und Geistes dieser so weitgespannten Existenz finden ihre Würdigung. Freilich geschieht dies um den Preis einer Ausführlichkeit, die trotz vielfach brillanter Formulierungen eine Mehrzahl potentieller Leser abschrecken muß. Man würde sich neben dieser hervor-

ragenden wissenschaftlichen Biographie auch eine knappere Kurzfassung des selben Autors wünschen, die mit dem gleichen Grad an Wahrhaftigkeit und Kompetenz ein gedrängteres und damit faßbareres Bild von Keynes vermittelt.

Beispielhaft für Skidelskys weites Ausgreifen ist der Raum, den er der Herkunft Keynes' widmet. Er beginnt mit den Ahnen, die der junge Maynard in Eton einmal bis zu einem William de Cahagnes zurückverfolgte, der mit Wilhelm dem Eroberer England betreten haben soll. Skidelsky verweilt erstmals bei John Keynes, Maynards Großvater, der mit seinem Hobby, der Dahlien- und Rosenzucht als Erwerbsgärtner ein Vermögen machte. Eine eigene kleine Biographie wird dessen Sohn Neville zuteil. Dieser, Maynards Vater, entflohen bereits dem Geschäftsleben und etablierte sich an der Universität Cambridge: zunächst als vielversprechender Logiker und von Alfred Marshall geförderter Ökonom, dann freilich immer weiter von eigentlich akademischen zu Aufgaben der Universitätsverwaltung retirierend. Gewissenhaft, mit Neigungen zu Pedanterie, Selbstzweifeln und obsessiven Hobbies, stellt dieser Vater ein eigentümliches Gegenstück und doch teilweises Vorbild zu seinem vor Selbstvertrauen berstenden Erstgeborenen dar. Was Neville sich mühsam erkämpfte und wovor er oft zurückschreckte, schien Maynard zuzufliegen. Die Herausgeberschaft des „Economic Journal“ etwa, die Alfred Marshall 1890 Neville zudachte, und vor der jener sich scheute, wurde von Maynard 1911 ganz nebenbei übernommen ... (S. 63).

Nicht nur der für Maynards wissenschaftlichen und beruflichen Weg sehr bedeutsame Vater wird von Skidelsky gewissenhaft erfaßt. Ein eigenes Kapitel ist auch der einzigartigen „Cambridge Civilisation“ gewidmet, die in der Victorianischen Ära durch Verstärkung des Leistungsaspektes und Stipendiatentums neuen Glanz ge-

wann. Ein Hauptrepräsentant dieser Zivilisation war und blieb bis in Maynards Studentenzeit Alfred Marshall, in dessen zusammenfassender Schau die Ökonomie sich mit der Ethik verschränkte: ein „moralisierter“ Mittelschicht-Kapitalismus mit seinen Tugenden: Energie, Initiative, Rationalität, Sparsamkeit, Fleiß und Redlichkeit sollte laut Marshall den Weg in einen permanenten Fortschritt und die darwinistische Vervollkommnung der Menschheit ebnen. Ein anderer führender Repräsentant der Cambridge-Zivilisation, der Moralphilosoph Henry Sidgwick prägte die dort bald vorherrschende Atmosphäre religiösen Zweifels. – freilich mit Maß: Der dreiundzwanzigjährige Maynard Keynes schrieb bissig über ihn: „He never did anything but wonder whether Christianity was true and prove that it wasn't and hope that it was“. (S. 34).

In diesem großbürgerlich-akademischen Milieu wuchs Keynes als ältestes von drei Kindern behütet, aber unter beachtlichen intellektuellen Leistungsanforderungen heran.

Seine geistigen Talente entwickelte Maynard mit geradezu spielerischer Leichtigkeit, zur wachsenden Bewunderung seiner Eltern. Psychologisch war für ihn das Aufwachsen in einem sehr viktorianisch geprägten Haushalt allerdings nicht leicht. Maynard lispelte, stotterte zeitweilig, hielt sich seit seinem sechsten Jahr ein Leben lang für häßlich (S. 169) und wurde noch mit acht Jahren als Brutalmaßnahme gegen Masturbation der Beschneidung unterzogen. (S. 66) All dies mag für seinen weiteren Werdegang ebenso bedeutsam gewesen sein wie die prodeutsche und antifranzösische Grundstimmung in seinem Elternhaus. Die Bewunderung seines Vaters für aristokratische und sonstige Hoheiten übernahm Maynard freilich nicht. Schon der brillante Eton- und Cambridgestipendiat zeigte einen gewissen Zug zur legeren Respektlosigkeit gegenüber Autoritäten, der freilich Angepaßtheit und Würdigung sei-

tens Vorgesetzter nie ausschloß – ein sehr typisches Merkmal auch des reifen Ökonomen Keynes.

Keynes' soziale Herkunft und Entwicklung, seine Fähigkeit den Schlägen der Schule wie des Lebens durch geschicktes Ausweichen zu entgehen, zeigen ihn schon in seinen Jugendjahren auf jener luftigen Höhenposition, die er nie mehr verlassen sollte. Er war stets, wie Skidelsky dies ausdrückt, Mitglied der „Eliten der Establishments“, denen er angehörte, (S. 1) also Mitglied der Crème de la crème: King's scholar in Eton, Apostel in Cambridge, Lieblingsschüler Alfred Marshalls, Vorsitzender einer großen Versicherung etc. Diese bevorzugte Position wurde von ihm aber – trotz gelegentlicher Anflüge eines frivolen Zynismus – stets auch als ethische Verpflichtung begriffen. In seiner geplanten Familiengeschichte sprach er etwa schon als Etonschüler vom „tiefen Verantwortungsgefühl, die großen Namen der Vergangenheit zu tragen und die zugewiesenen Positionen auszufüllen“ (S. 3). Zu dieser Zeit bewunderte er die weltabgewandte Askese des Bernhard von Cluny – bald aber auch den kritischen Glauben an die Vernunft des Peter Abälard.

In gewissem Sinne durchlebte auch Keynes seine Jugend in einer quasi klösterlichen Gesellschaft. Anders als so viele sensible Söhne der britischen Mittel- und Oberschicht scheint er aber in der Jungmännergesellschaft der Internatsschule und des noch fast „frauenfreien“ Cambridger Universitätslebens glücklich gewesen zu sein: er nützte die geistig anregende Atmosphäre, ließ sich nie auf seine stärkste Begabung, die Mathematik, einengen und entwickelte seine sexuellen Neigungen entsprechend der latent bis manifest homoerotischen Atmosphäre.

Bis in seine späten dreißiger Jahre blieb Maynard Keynes eindeutig dem gleichgeschlechtlichen Liebesleben verpflichtet. Zwar unter Wahrung des äußeren Dekorum, aber ungeniert und

sogar im Gefühl der Überlegenheit dieser durch die griechischen Philosophen „geadelten“ Form der Gefühlsbeziehung. Roy Harrod hat hier die massivsten seiner biographischen Verfälschungen vorgenommen, und es ist Skidelsky zu danken, daß er diese längst nicht mehr geheime Seite von Keynes' Wesen unbefangen erörtert.

Tatsache ist, daß langjährige intensive Freundschaften wie jene zum Maler Duncan Grant großen Einfluß auf Keynes' Persönlichkeitsbildung hatten, daß aber auch die Urteile seiner Mitwelt durch diese affektive Seite mitgeprägt wurden. Ein sehr heterosexuell orientierter Mann, wie Bertrand Russell, empfand etwa nicht nur Bewunderung für Keynes' Geist, sondern auch leisen Abscheu vor seinen sexuellen Präferenzen; andererseits wurde aber das Urteil von „gleichgesinnten“ Bloomsbury-Freunden wie Lytton Strachey durch Eifersucht auf abspenstig gemachte Eroberungen mitbestimmt. Fernab jeder Schlüssellochperspektive betrachtet, zeigt sich Keynes auch in diesen Beziehungen vielschichtig: gefühlvoll, aber auch kühl, meist überlegen, dabei aber werbend, finanziell sorgend und verständnisvoll. So wie er epische Lyrik auch vom quantitativen Aspekt der Anzahl der Zeilen betrachtete (S. 84), führte er übrigens unter anderem eine private Orgasmusstatistik (S. 204) – was Freunde befremdete, aber nichts am herzlichen Charakter seiner Zuneigungen änderte.

Keynes, der Ökonom, kommt in dieser Jugendbiographie erst in Ansätzen vor, und da vornehmlich als praktischer Institutionenkenner und Wirtschaftspolitiker: Als Schüler seines Vaters und des alten Marshall hatte er zunächst durchaus konventionelle Grundauffassungen. Freihandel war nach Skidelsky „sein einziges politisches Anliegen“ vor dem ersten Weltkrieg. „Free trade and free thought! Down with pontiffs and tariffs!“ lautet etwa eine schwungvolle Briefstelle

aus 1903, als die Konservativen um Joseph Chamberlain für Protektionismus und Präferenzzölle innerhalb des Empire eintraten (S. 122). In einer Rede in Cambridge wies Keynes sogar 1910 ausdrücklich daraufhin, daß Protektionismus keine vermehrte Beschäftigung erbringen könnte und betonte die Unmöglichkeit genereller Überproduktion (S. 228). Gegen die Quantitätstheorie des Geldes hatte Keynes auch noch keine grundlegenden Einwände. Seine Arbeit über den britisch-indischen Golddevisenstandard, mit der er 1913 seinen Ruf als praktischer Ökonom begründete, zeigt zwar schon Ansätze seiner späteren Präferenz für eine Demonetisierung des Goldes, ist aber keineswegs umstürzlerisch zu nennen, sondern eher eine geschickte Verteidigung der offiziellen Position des Indienministeriums gegen Korruptionsvorwürfe aus der Öffentlichkeit. Fabiersozialismus und Frauen eroberten die Cambridge-Avantgarde erst gegen 1910, also nach Keynes' Studienzeit: seine eigene jugendliche „Progressivität“ erschöpfte sich durchaus noch in der Anhängerschaft an die individualistische Ethik von G. E. Moore, ein wenig Freidenkerei und in augenzwinkernden Insiderbekenntnissen zu „Sodom und Gomorrha“. Während seiner kurzen aber erfolgreichen Tätigkeit im Indienamt (1906–08) zeigte sich freilich bereits Keynes' administrative Brillanz, die „Fähigkeit, Männer von vierzig zu beeindrucken“ (S. 186). Seine Funktion im Schatzamt während des Krieges hob ihn schließlich scheinbar mühe-los in die Höhen praktischer Wirtschaftspolitik. Keynes, der wie Skidelsky richtig schreibt, nicht der Typus des „Puzzle Solvers“ war, des spielerischen Ökonomen, der sich leicht in irrelevante Abseitigkeiten verfängt, sondern ein Mann des „genialen Hausverstandes“, empfing gerade aus solchen praktischen Aufgaben die Impulse seiner großen Neuerungen.

Die Bemühung um die qualitativen,

nicht-numerischen Aspekte ökonomischer Probleme war übrigens bereits Kennzeichen des jungen Keynes – ebenso wie die Vorliebe für ein möglichst hohes Niveau der Generalisierung. Skidelsky verweist etwa bezüglich Keynes' weit in die Vorkriegszeit zurückreichender Beschäftigung mit der „Treatise on Probability“ (veröffentlicht 1921) auf die Parallele der Vorliebe für den *allgemeinen Fall* der Wahrscheinlichkeitslogik gegenüber dem Grenzfall der Sicherheit zu Keynes' späterer Suche nach einer *allgemeineren* makroökonomischen Theorie, die nicht nur Vollbeschäftigungsgleichgewichte umfaßt (S. 184) und beleuchtet die Skepsis des mathematisch hochbegabten Ökonomen gegenüber der Mathematik als Instrument der Sozialwissenschaften („Mathematical reasoning now appears as an aid in its symbolic rather than its numerical character. I at any rate have not the same lively hope as Condorcet, or even as Edgeworth, „éclaircir les sciences morales et politiques par le flambeau de l'Algèbre“ – S. 223).

Den intellektuellen Höhepunkt dieses Buches stellt zweifellos die Darstellung des Reifeprozesses von Keynes im Wissenskonflikt seiner Kriegstätigkeit dar. John Maynard Keynes war zutiefst in der speziell britischen Variante der „goldenen Vorkriegszeit“ verankert: im sonnigen Fortschrittsoptimismus des 19. Jahrhunderts, in den viktorianischen Grundwerten und Gewißheiten der Mittelschicht, relativiert durch die edwardianischen Freiheitsimpulse und gelockerten Sitten ab 1900. Der Erste Weltkrieg brachte den schrittweisen Zusammenbruch dieser Gewißheiten, zerstörte die finanzielle Führungsposition Englands und mündete in einen Frieden, der den nächsten Krieg in sich barg. Keynes hatte zwar nach dem Wort von Giraudoux „das Privileg der Großen, die Katastrophen von einer Terrasse anzuschauen“. Er sah das Grauen des Krieges ebensowenig körperlich an, wie er sich je der Begeg-

nung mit der materiellen Not der Arbeiter aussetzte. Aber er erlebte dennoch sensibel den säkulären Zusammenbruch, den dieser Krieg bedeutete und wurde geprägt durch die Erfahrung der Fragilität einer verfeinerten Zivilisation, die er wie so viele als unzerstörbar gegeben angenommen hatte. In seinem Essay „Before the War“ schrieb etwa Clive Bell, ein Mitglied des Bloomsbury-Kreises 1917 voll bitterer Ironie: „Not, I suppose, since 1789 have days seemed more full of promise than those spring days of 1914“ (S. 284). Das Erwachen aus diesem Traum war fürchterlich – und die ökonomischen und politischen Grundlagen der als so prekär erkannten Zivilisation zu sichern, sollte künftig Keynes' Hauptanliegen sein.

Roy Harrod, für Skidelsky der „Meister der selektiven Zitierung“ (S. XVIII) hat übrigens Keynes' Haltung zum Krieg ebenso verschleiert wie seine sexuelle und spielerisch-spekulative Seite (Keynes schrieb etwa 1905 an Lytton Streachey: „I find economics increasingly satisfactory, and I think I am rather good at it. I want to manage a railway or organise a Trust, or at least swindle the investing public“. Der letzte Teil der Briefstelle wurde von Harrod bei der Zitierung durch Punkte ersetzt. .)

Keynes benützte seine hohe Position in der Kriegsfinanzierung des britischen Schatzamtes namentlich im Jahre 1915 dazu, immer wieder für einen begrenzteren britischen Kriegseinsatz einzutreten, für eine hauptsächlich finanzielle Unterstützung der Alliierten und eine Vermeidung der Aufstellung großer Armeen. Er war nahe daran, bei Verabschiedung der allgemeinen Wehrpflicht Anfang 1916 wie sein vorgesetzter Minister McKenna aus dem Schatzamt auszuscheiden und deklarierte sich (was Harrod vernebelt) ausdrücklich als Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen (er hätte dies, um es sich bloß persönlich zu „richten“, nicht nötig gehabt). Obwohl Keynes, nach außen erfolg-

reich, letztlich in seiner Tätigkeit verblieb, verfluchte er damals den von ihm später bewunderten Lloyd George als Verfechter des „K.-o.-Schlages“ gegen Deutschland. Er schrieb an Duncan Grant: „I work for a Government I despise, for ends I think criminal“ – (S. XIX). Keynes' Unterschätzung der deutschen Kriegsziele, die Kriegsgegnerschaft der damals als Wohngemeinschaft fungierenden Bloomsbury-Gruppe und seine Einsicht, daß der Massenkrieg einer ökonomischen Abdankung Englands vor dem neuen Großgläubigerstaat Amerika gleichkam, prägten diesen Gewissenskonflikt ebenso wie später seine Haltung zum Friedensvertrag.

Ins Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit trat John Maynard Keynes mit seinem Buch „The Economic Consequences of the Peace“ (1919), von dem er – auf eigene Kosten und mit eigenem Gewinn – mehr als 100.000 Stück absetzte. Dieser Bericht eines Finanzexperten von der Pariser Friedenskonferenz ist sicher in manchem einseitig. Die ungeheuren Lasten und Blutopfer an der Westfront werden etwa nicht als teilweise Rechtfertigung der französischen Intransigenz in der Reparationsfrage gewürdigt. Zum Teil, etwa in der Schilderung des französischen Finanzministers Klotz, scheint Keynes sogar durch jenen leichten Antisemitismus geprägt, der schon seinen Eton-Aufsatz aus 1900 über Ost-West-Unterschiede charakterisierte (S. 360, S. 94).

In seiner etwas „ökonomistischen“ Sicht berücksichtigte Keynes auch nicht die Beschränkungen der Politik als „Kunst des Möglichen“: die alliierten Politiker aller Staaten standen 1919 ja etwa unter dem Druck der Öffentlichkeit, Deutschland „für den Krieg zahlen zu lassen“, auch wenn dies faktisch unmöglich war, noch dazu, wenn man die entsprechenden deutschen Exportüberschüsse zum Schutze der eigenen Industrien nicht zulassen wollte. Ein „unerfüllbarer“ Vertrag war damals sozusagen tages-

politisch notwendig, um Zeit zu gewinnen.

Dennoch ist Keynes' berühmtes Buch letztlich ein weitschauender humanistischer Appell für einen Frieden ohne Haß: für eine europäische Freihandelszone, stabilisierte Wechselkurse, Streichung der interalliierten Schulden und milde Behandlung Deutschlands – eine Lösung, die vielleicht die tragische Vergiftung der Weimarer Republik durch die Reparationsfrage verhindern hätte können. Keynes motivierte seine Vorschläge mit der Warnung „vor dem endgültigen Bürgerkrieg zwischen den Kräften der Reaktion und den verzweifelten Konvulsionen der Revolution, vor dem die Schrecken des vergangenen Krieges mit Deutschland zu nichts vergehen werden, und der, wer immer auch Sieger sein mag, die Zivilisation und den Fortschritt unserer Generation zerstören wird“ (S. 391).

Dieser Keynes in seiner bald habituellen Rolle des Cassandra ist ein Mann von siebenunddreißig Jahren, der seinen größten persönlichen Triumph in einer Zeit allgemeiner Krisen entgegengeht.

Im März 1918 hat er bereits, sehr typisch und ganz nebenbei, bei der Auktion von Degas' Pariser Atelier namhafte Kunstwerke für die National Gallery ersteigert und dabei auch für sich einen Cezanne und zwei Delacroix billig erworben (S. 349). Die „Baisse“ der europäischen Zivilisation der Zwischenkriegszeit war für ihn dann allgemein von einer persönlichen „Hausse“ begleitet: reich, angesehen, bald glücklicher Gatte einer Primaballerina und Mäzen der Künste – zuletzt weltberühmt durch sein Buch über und gegen die Massenarbeitslosigkeit – lebte Keynes ein immer erfüllteres Leben. Und doch war ein Kennzeichen dieses Lebens wie so vieler anderer die Sehnsucht nach der verlorenen Sicherheit der Vorkriegszeit – der „Welt von Gestern“.

Robert Schediwy